

Wolfgang
Hildesheimer

Lieblose Legenden

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 84 der Bibliothek Suhrkamp

Wolfgang Hildesheimer

Lieblose Legenden

Suhrkamp Verlag

30. Auflage 2019
Erste Auflage 1962

Überarbeitete und erweiterte Ausgabe
des 1952 erschienenen Bandes

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1962

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-01084-6

Lieblose Legenden

Das Ende einer Welt

Die letzte Abendgesellschaft der Marchesa Montetristo hat mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Zu diesem Eindruck hat natürlicherweise auch der seltsame, beinahe einmalige Abschluß beigetragen. Schon dieser allein war ein Ereignis, das man nicht leicht vergißt. Wahrhaftig, es war ein denkwürdiger Abend.

Meine Bekanntschaft mit der Marchesa – einer geborenen Watermann aus Little Gidding, Ohio – beruhte auf einem Zufall. Ich hatte ihr durch Vermittlung meines Freundes, Herrn von Perlhuhn (des Abraham-a-Santa-Clara-Forschers, *nicht* des Neo-Mystikers), die Badewanne verkauft, in welcher Marat ermordet wurde, die sich – was vielleicht nicht allgemein bekannt ist – bis dahin in meinem Besitz befunden hatte. Spielschulden hatten mich gezwungen, einige Stücke meiner Kollektion zu veräußern. Ich geriet also, wie gesagt, an die Marchesa, die für ihre Sammlung von Waschutensilien des achtzehnten Jahrhunderts gerade dieses Gerät schon lange gesucht hatte. Wir trafen uns zum Tee, einigten uns nach kurzem, höflichem Handeln über den Preis der Wanne, und dann geriet unser Gespräch in die Bahn solcher Themen, wie Sammler und Kenner sie vielfach gemeinsam haben. Ich bemerkte, daß ich durch den Besitz dieses Sammlerstückes in ihren Augen ein gewisses

Prestige gewonnen hatte, und war daher nicht erstaunt, als ich eines Tages zu einer ihrer berühmten Gesellschaften in ihrem Palazzo auf der künstlichen Insel San Amerigo geladen wurde.

Die Insel hatte sich die Marchesa einige Kilometer südöstlich von Murano aufschütten lassen, einer plötzlichen Eingebung folgend, denn sie verabscheute das Festland – sie sagte, es sei ihrem seelischen Gleichgewicht schädlich – und unter dem bereits vorhandenen Bestand an Inseln hatte sie keine Wahl treffen können, zumal da der Gedanke, sie mit jemandem teilen zu müssen, ihr unerträglich war. Hier nun residierte sie und widmete ihr Leben der Erhaltung des Altbewährten und der Erweckung des Vergessenen oder, wie sie es auszudrücken liebte, der Pflege des Echten und Bleibenden.

Auf der Einladungskarte war die Gesellschaft um acht Uhr angesetzt, aber die Gäste wurden nicht vor zehn Uhr erwartet. Überdies erforderte es die Sitte, daß man in Gondeln kam. Auf diese Weise dauerte die Überfahrt zwar beinahe zwei Stunden, war zudem bei bewegtem Seegang beschwerlich, wenn nicht gar gefährlich – und in der Tat hatte schon mancher Gast sein Ziel nicht erreicht, dafür ein Seemannsgrab gefunden – aber nur ein Barbar hätte an diesen ungeschriebenen Stilregeln gerüttelt, und Barbaren wurden niemals eingeladen. Ein Kandidat, dessen allgemeiner Habitus auch nur die geringste Scheu vor den Tücken einer solchen Überfahrt verraten hätte, wäre niemals in die Gästeliste aufgenommen worden. Es erübrigt sich zu sagen, daß sich die Marchesa in mir nicht getäuscht hatte, – wenn ich auch, am Ende des Abends, in ihren Augen versagt haben

mag. Diese Enttäuschung indessen hat sie nur um wenige Minuten überlebt, und das tröstet mich.

Den Prunk des Gebäudes brauche ich nicht zu schildern; denn außen war es eine genaue Replika des Palazzo Vendramin, und innen waren sämtliche Stilepochen von der Gotik an vertreten, aber natürlich nicht verwoben; eine jede hatte ihren eigenen Raum; des Stilbruchs konnte man die Marchesa wahrhaftig nicht beschuldigen. Auch der Luxus der Bewirtung sei hier nicht erwähnt: wer jemals an einem Staatsbankett in einer Monarchie teilgenommen hat – und an solche wende ich mich ja in der Hauptsache – weiß, wie es zugeht. Zudem ist es wohl kaum im Sinne der Marchesa und ihres Kreises, bei schwelgerischer Erinnerung kulinarischer Genüsse zu verweilen, vor allem hier, wo es gilt, die letzten Stunden einiger illustrier Köpfe des Jahrhunderts zu beschreiben, deren Zeuge zu sein ich, als einzig Überlebender, das Glück hatte, ein Glück, welches mir aber auch eine gewisse Verpflichtung auferlegt.

Nachdem ich mit der Gastgeberin einige Höflichkeiten getauscht und ihre Meute langhaariger Pekinesen gestreichelt hatte, die niemals von ihrer Seite wich, wurde ich der Dombrowska vorgestellt, einer der wirklich großen Doppelbegabungen ihrer Zeit. Denn nicht nur darf die Dombrowska als die wahre Erneuerin des rhythmischen Ausdruckstanzes gelten, einer Kunstgattung, die unter ihren Füßen zu einem mystischen Vollzug wurde, die aber leider mit ihr so gut wie ausgestorben ist (ich erinnere an Basiliewkys Wort: »Es gibt keinen Tanz, es gibt nur Tänzer!«), sondern sie war auch die Verfasserin des Buches »Zurück zur Jugend«, welches, wie der

Titel schon besagt, sich für die Rückkehr zum Jugendstil einsetzt und inzwischen – das brauche ich wohl kaum zu erwähnen – in weiten Kreisen Schule gemacht hat. Während wir miteinander plauderten, kam ein älterer, hochaufgerichteter Herr auf uns zu. Ich erkannte ihn sogleich an seinem Profil: es war Golch. *Der Golch*. (Wer er ist, weiß jedermann: sein Beitrag zum geistigen Bestand ist beglückendes Allgemeingut geworden.) Die Dombrowska stellte mich vor: »Herr Sebald, der ehemalige Besitzer von Marats Badewanne.« Es hatte sich herumgesprochen.

»Aha«, sagte Golch, wobei er mit der letzten Silbe dieses Ausrufs ein leichtes Glissando nach oben vollführte, dem ich wohl entnehmen durfte, daß er mich als Nachwuchs für die Elite der Kulturträger in Betracht zog, obgleich es wohl noch manche Prüfung zu bestehen gäbe. Ich hakte sofort ein, indem ich ihn fragte, wie ihm die Ausstellung zeitgenössischer Malerei im Luxembourg gefallen habe. Golch hob die Augen, als suche er ein Wort im Raum und sagte: »Passé.« (Er gebrauchte die damals übliche englische Betonung des Wortes. Auch die Wörter »cliché« und »pastiche« wurden damals englisch ausgesprochen. Wie man es jetzt tut, weiß ich nicht, und es scheint mir auch nicht wichtig zu sein. Denn schließlich war in diesen Dingen die Insel der Marchesa tonangebend. Sie ist versunken und hat die Richtlinien mit sich gezogen.) »Passé«, sagte er, und ich pflichtete ihm bei, hätte es – daß ich es gestehe! – auch dann getan, wenn seine Äußerung gegenteilig ausgefallen wäre, denn es war immerhin Golch, dem ich da gegenüberstand.

Nun ging man zum Büffet. Hier stieß ich auf Signora Sgambati, die Astrologin, deren Theorie, daß aus den Sternen nicht nur das Schicksal des einzelnen ersichtlich ist, sondern ganze kulturgeschichtliche Strömungen abgelesen werden können, vor einiger Zeit großes Aufsehen erregt hatte. Zwar war die von ihr vorausgesagte Strömung noch nicht eingetroffen, doch bildeten sich - wie ihre große Gefolgschaft behauptete - schon hier und dort kleine Strudel, die als Symptomzellen zu betrachten seien. Sie war keine Alltagserscheinung, diese Sgambati, man sah es ihr an. Dennoch ist es mir unbegreiflich, daß sie, unter den Umständen, in der Sternkonstellation nicht den drohenden Untergang einiger wesentlicher Mitglieder der Geisteswelt, Urheber eben ihrer Strömung, gesehen hatte. Sie war in ein Gespräch mit Professor Kuntz-Sartori vertieft, dem Politiker und Verfechter der royalistischen Idee, der seit Jahrzehnten versuchte, in der Schweiz eine Monarchie einzuführen, wobei er freilich auf erheblichen Widerstand von seiten der Eidgenossenschaft stieß. Ein markanter Kopf!

Nachdem man eine Erfrischung in Form von Champagner und deliziösen Krustazeen zu sich genommen hatte, begab man sich in den Silbersaal, denn nun kam der Höhepunkt des Abends, eine Darbietung besonderer Art: die Erstaufführung zweier Flötensonaten des Antonio Giambattista Bloch, eines Zeitgenossen und Freundes Rameaus, den der Musikforscher Weltli - er war natürlich auch zugegen - entdeckt hatte. Sie wurden gespielt von dem Flötisten Béranger (jajawohl, ein Nachkomme) und von der Marchesa selbst begleitet, und zwar auf dem Cembalo, auf welchem schon Célestine

Rameau ihrem Sohn die Grundprinzipien des Kontrapunktes erläutert hatte (die er allerdings sein Leben lang nicht recht begriffen haben soll) und welches man aus Paris hatte kommen lassen. Auch die Flöte hatte ihre Geschichte, aber ich habe sie vergessen. Die beiden Interpreten hatten zu dieser Gelegenheit Rokokokleidung angelegt, und das kleine Ensemble glich – sie hatten sich absichtlich so angeordnet – einem Watteau-Gemälde. Die Darbietung fand selbstverständlich bei gedämpftem Kerzenschein statt. Es war keiner zugegen, der für eine solche Gelegenheit elektrisches Licht nicht als unerträglich empfunden hätte. Eine weitere feinfühlig Laune der Marchesa hatte es verlangt, daß man nach der ersten Sonate (D-Dur) vom Silbersaal (Barock) in den goldenen Saal (Frührokoko) hinüberwechselte, um dort die zweite Sonate (f-moll) zu genießen. Denn jener Saal hatte eine Dur-Tönung, dieser aber war – und das hätte wahrlich niemand bestritten – Moll.

Hier muß ich nun allerdings sagen, daß die öde Eleganz, die den Flötensonaten zweitklassiger und vor allem neuentdeckter Meister dieser Periode anhaftet, sich in diesem Falle damit erklärt, daß Antonio Giambattista Bloch niemals gelebt hat, die hier aufgeführten Werke also aus der Feder des Forschers Weltli stammen. Obgleich sich dieser Umstand erst viel später herausgestellt hat, kann ich nicht umhin, es nachträglich als ein wenig entwürdigend für die Marchesa zu empfinden, daß sie ihre letzten Minuten mit der – allerdings meisterhaften – Interpretation einer Fälschung verbracht hat.

Während des zweiten Satzes der f-moll-Sonate sah ich eine Ratte an der Wand entlang huschen. Das erstaunte

mich. Zuerst dachte ich, das Flötenspiel habe sie angelockt, denn Ratten sind bekanntlich sehr musikalisch, aber sie huschte in der entgegengesetzten Richtung, floh also die Musik. Ihr folgte eine zweite. Ich sah auf die anderen Gäste. Sie hatten nichts bemerkt, zumal die meisten die Augen geschlossen hielten, um sich in seliger Entspannung den Klängen der Weltlichen Fälschung hingeben zu können. Nun vernahm ich ein dumpfes Rollen, es klang wie sehr fernes Donnern. Der Fußboden vibrierte. Wieder sah ich auf die Gäste. Wenn sie etwas hörten – und irgend etwas mußten wohl auch sie wahrnehmen – war es aus den Posen beinahe formloser Versunkenheit jedenfalls nicht ersichtlich. Mich aber beunruhigten diese merkwürdigen Symptome.

Ein Diener trat leise ein. Daß er in der vornehmen, streng geschnürten Livree, die das gesamte Personal der Marchesa trug, wie eine Nebenrolle aus »Tosca« aussah, gehört nicht hierher. Auf Zehenspitzen hüpfte er auf die Vortragenden zu und flüsterte der Marchesa etwas ins Ohr. Ich sah sie erblassen – es war recht kleidsam im matten Kerzenlicht, und beinahe hätte man denken mögen, es sei in das Zeremoniell liebevoll eingeplant – aber sie faßte sich und führte gelassen das Andante zu Ende, ohne ihr Spiel zu unterbrechen, schien sogar die Endfermate noch um einiges zu verlängern. Dann gab sie dem Flötisten einen Wink, stand auf und wandte sich an die Zuhörer.

»Meine verehrten Gäste«, sagte sie, »wie ich soeben erfahre, lösen sich die Fundamente der Insel und damit des Palastes. Die Meerestiefbaubehörden sind benachrichtigt. Ich glaube jedoch, daß es in unser aller Sinne

ist, wenn wir mit der Musik fortfahren.« Ihre würdevollen Worte wurden von lautlosen Gesten der Zustimmung belohnt.

Sie setzte sich wieder hin, gab Monsieur Béranger das Zeichen, und nun spielten sie das Allegro con brio, den letzten Satz, der mir, obgleich ich damals noch nicht wußte, daß es sich um eine Fälschung handle, der Einmaligkeit der Situation nur wenig gerecht zu werden schien.

Auf dem Parkett bildeten sich kleine Pfützen. Das Rollen hatte zugenommen und klang näher. Die meisten Gäste hatten sich inzwischen aufgerichtet, und mit ihren bei Kerzenbeleuchtung aschfahlen Gesichtern saßen sie wie in geduldiger Erwartung eines Bildners, der sie in Posen letzter, euphorischer Fassung für eine bewundernde Nachkommenschaft verewigen werde.

Ich aber stand auf und sagte, »ich gehe«, leise genug, um die Musiker nicht zu verletzen, aber laut genug, um den anderen Gästen zu bedeuten, daß ich mutig genug war, mein plötzlich wachgewordenes Gefühl der Distanz einzugestehen. Auf dem Fußboden stand nun ein fast gleichmäßig verteilter Wasserspiegel. Obgleich ich beim Hinausgehen auf Zehenspitzen trat, wurden meine Füße naß, und ich konnte es auch nicht vermeiden, daß, während ich vorsichtig meinen Weg bahnte, einige Abendkleider mit Wasser bespritzt wurden. Aber dieser Schaden war ja nun, in Anbetracht dessen, was bald kommen würde, unerheblich. Wenige der Gäste würdigten mich – unter kaum gehobenen Lidern – eines Blickes, aber das war mir gleichgültig, ich gehörte nicht mehr dazu. Als ich die Flügeltür öffnete, stürzte eine Flut-

welle in den Raum und veranlaßte Lady Fitzwilliam (die Pflegerin keltischen Brauchtums), ihren Pelzmantel fester um die Schultern zu ziehen, zweifelsohne eine Reflexhandlung, denn nützen konnte es ja nichts. Bevor ich die Tür hinter mir schloß, sah ich noch Herrn von Perlhuhn (den Neo-Mystiker, *nicht* den Abraham-a-Santa-Clara-Forscher) mir einen halb verächtlichen, halb traurigen Blick zuwerfen, als habe er die schmerzliche Pflicht übernommen, mir die allgemeine Enttäuschung widerzuspiegeln. Er saß nun beinah bis zu den Knien im Wasser, wie auch die Marchesa, die nicht mehr in der Lage war, die Pedale zu gebrauchen. Ich weiß allerdings nicht, ob sie beim Cembalo sehr wichtig sind. Ich dachte noch, daß, wenn das Stück eine Cello-Sonate gewesen wäre, man nun zur Unterbrechung gezwungen wäre, da im Wasser der Instrumentenkörper keine oder nur ungenügende Resonanz gibt. Es ist seltsam, an welch abwegige Dinge man in solchen Momenten oft denkt. In der Vorhalle war es plötzlich still wie in einer Grotte. Nur von fern hörte man ein durch mancherlei Echo verstärktes Brausen. Ich entledigte mich meiner Frackjacke und schwamm nun mit kräftigen Bruststößen durch den sinkenden Palast der Pforte zu. Die von mir verursachten Wellen schlugen leicht gegen Wände und Säulen. Es klang wie in einem Hallenbad. Selten ist es einem vergönnt, in derartigem Rahmen Sport zu treiben. Kein Mensch war zu sehen. Die Dienerschaft war offensichtlich geflohen. Und warum auch nicht? Sie hatte ja keine Verpflichtung der wahren und echten Kultur gegenüber, und die hier Versammelten bedurften ihrer Dienste nicht mehr. Draußen schien ein klarer, ruhiger Mond, als

geschähe nichts, und doch versank hier – im wahren Sinne des Wortes – eine Welt. Wie aus weiter Ferne hörte ich noch die höheren Flötentriller Monsieur Bérangers. Er hat einen schönen Ansatz gehabt; das muß man ihm lassen.

Ich band die letzte Gondel los, die das fliehende Personal übriggelassen hatte, und stach in See. Durch die Fenster, an denen ich vorbeiruderte, stürzten nun die Fluten in den Palast und blähten die Portieren, nassen Segeln gleich. Ich sah, daß sich die Gäste von den Sitzen erhoben hatten. Die Sonate mußte zu Ende sein, denn sie klatschten Beifall, zu welchem Zwecke sie die Hände hoch über den Köpfen hielten, denn das Wasser stand ihnen bis zum Kinn. Mit Würde nahmen die Marchesa und Monsieur Béranger den Beifall auf. Verbeugen konnten sie sich allerdings unter den Umständen nicht.

Nun erreichte das Wasser die Kerzen. Sie verloschen langsam, und mit zunehmender Dunkelheit wurde es still; der Beifall erlosch und verstummte, wie auf ein schreckliches Zeichen. Plötzlich setzte das Getöse eines zusammenstürzenden Gebäudes ein. Der Palazzo fiel. Ich lenkte die Gondel seewärts, um nicht von herabfallendem Stuck getroffen zu werden. Es ist sehr mühsam, ihn aus den Kleidern bürsten zu müssen, hat sich der Staub einmal festgesetzt.

Nachdem ich einige hundert Meter durch die Lagune in der Richtung auf die Insel San Giorgio hin gerudert war, drehte ich mich noch einmal um. Das Meer lag im Mondlicht spiegelglatt, als habe niemals irgendwo eine Insel gestanden.

Schade um die Badewanne, dachte ich, denn dieser Ver-

lust war nicht wieder gutzumachen. Der Gedanke war vielleicht hartherzig, aber man braucht ja erfahrungsgemäß einen gewissen Abstand, um ein solches Erlebnis in seiner ganzen Tragweite zu erfassen.

Ich schreibe kein Buch über Kafka

Böse Zungen, oder vielmehr deren Besitzer, behaupten – und ich sehe sie dabei hämisch lächeln – daß ich an einem Buch über Kafka schreibe. Diese Anschuldigung trifft nicht zu, ich weise sie zurück. Denn ich schreibe an einem Buch über Golch.

Ehrlichkeitshalber möchte ich zugeben, daß ich mich vor langer Zeit einmal mit dem Gedanken trug – wie schließlich jeder sensible Intellektuelle – ein Buch über Kafka zu schreiben. Durch diese Phase muß man nun einmal hindurch, und man braucht sich später ihrer so wenig zu schämen wie einer jugendlichen Schwärmerei. Was mich damals allerdings davon abhielt, war weniger eine Abkehr von dem Thema als der Umstand, daß meine sämtlichen Bekannten bereits an einem Buch über Kafka schrieben (nicht alle an einem; jeder für sich natürlich). Aus irgendeiner Tücke des Schicksals heraus, die zu bedauern ich heute wahrhaftig keinen Grund mehr habe, hatten sie alle früher damit angefangen – ich habe mich verhältnismäßig spät entwickelt – und nun war für mich kein Aspekt mehr übrig, im Lichte dessen ich Kafka hätte deuten können. Deshalb spielte ich eine kurze Zeit mit dem Gedanken, einen der bedeutenderen Kafka-Biographen herauszugreifen und ein Buch über ihn zu schreiben, aber auch diese Idee

hatte mir ein anderer, der, wie ich, zur Verteilung der Gesichtspunkte zu spät gekommen war, vorweggenommen.

Nun beschloß ich, mir ein neues Feld zu suchen, und ich fand eines. Ich schreibe, wie gesagt, an einem Buch über Ekkehard Golch. Für diejenigen, denen dieser Name kein Begriff ist – und es gibt noch allzu viele – möchte ich seine Persönlichkeit kurz umreißen.

Golch, der im Jahre 1929 sechsundachtzigjährig starb, war zeit seines Lebens – abgesehen von einer äußerlich ebenso ereignislosen Jugendzeit – Studienrat in Altmünzach, einer Stadt, in welcher Schnellzüge nicht halten. Wohl weniger dieser Tatsache als vielmehr seiner Gleichgültigkeit gegenüber dem Bereich der Abwechslung ist es zu verdanken, daß er diese Stadt niemals verlassen und sein Leben mit unermüdlicher Konzentration seinem Werk gewidmet hat. (Mein Kapitel »Innere Reisen« befaßt sich mit diesen Gedankengängen und verfolgt sie auf einer Ebene, welche den Rahmen dieser kurzen Rechtfertigung sprengen würde.)

Hier also lehrte Golch an der Töchterrealschule – denn eine solche gab es dort und gibt es noch heute – Englisch und Deutsch. Nach einigen analytischen Versuchen, von denen vielleicht der Essay »Körners Frauengestalten« der stärkste ist – leider dürfte er, wegen der Zeitgebundenheit des Themas, heute kaum noch Beachtung finden – widmete er sich seinem magnum opus, welches Leben und Werk James Boswells, des bedeutenden Biographen Johnsons, des unsterblichen Lexikographen, behandelt. Es ist dies ein Werk nicht nur von großer psychologischer Dichte und ungeheurer Eindringlichkeit, sondern es